# In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 136. Posen, den 3. Dezember 1927. Nr. 136.

Einer geht, Einer betracht's;
Einer steht; Einer belacht's —
Einer acht's, Was macht's?

(Alter Spruch).



# Der Seewolf.

Von Jack London.



## Erster Teil.

Das Schiff, auf dem ich mich befand, bot alle Sicherheit. Die „Martinez" war eine neue Dampffähre, die ihre vierte oder fünfte Fahrt auf der Route Sausalito—San Franzisko zurücklegte. Aber der dichte Nebel, der die Bucht wie mit einer Decke überzog, war gefahrdrohend.

Ich dachte daran, wie bequem die Arbeitsteilung war, die mich der Mühe enthob, Schiffahrtskunde zu studieren, und mir doch erlaubte, meinen Freund jenseits der Bucht zu besuchen. Ich stellte Betrachtungen über den Vorteil der Spezialisierung des Menschen an. Das Sonderwissen eines Lotsen und eines Kapitäns genügte für viele Tausende, die ebensowenig von See und Schifffahrt verstanden wie ich. Und ich wiederum hatte es nicht nötig, meine Kräfte auf das Studium unzähliger Dinge zu verschwenden, sondern konnte mich auf einige wenige konzentrieren, wie augenblicklich auf eine Untersuchung der Stellung Poes zu der übrigen amerikanischen Literatur — worüber ich, nebenbei bemerkt, gerade einen Aufsatz in der Zeitschrift „Atlantik" geschrieben hatte. Als ich an Bord gekommen war, hatte ich beim Durchschreiten der Kajüte einen starken Herrn mit den Augen verschlungen, der in die „Atlantik" und gerade in meinen Aufsatz vertieft war. Und auch hier wieder das System der Arbeitsteilung: das Sonderwissen von Lotsen und Kapitän brachten den starken Herrn sicher nach San Franzisko und erlaubten ihm dabei, sich an den Früchten meines Sonderwissens zu laben.

Ein Mann mit rotem Gesicht unterbrach meine Betrachtungen. Er warf geräuschvoll die Kajütentür hinter sich zu und stapfte schwerfällig aufs Deck hinaus. Er betrachtete den Nebel, stapfte hin und zurück über das Deck und blieb endlich spreizbeinig neben mir stehen.

„Scheußliches Wetter! Ein Wetter, das einem vorzeitig graue Haare verschafft!" rief er und nickte in der Richtung des Lotsenhauses.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß hier besondere Kunst nötig sei!" antwortete ich. „Es sieht so einfach aus wie das Abc. Der Kompaß gibt die Richtung an. Entfernung und Fahrgeschwindigkeit sind bekannt. Ich sollte meinen, daß alles mit mathematischer Genauigkeit zu berechnen wäre!"

„Kunst!" schnaubte er. „Einfach wie das Abc! Mathematische Genauigkeit!"

Er starrte mich an: „Wie steht es zum Beispiel mit Ebbe und Flut hier im „Goldenen Tor"?" fragte oder brüllte er vielmehr. „Welche Fahrt macht die Ebbe? Wie läuft die Strömung, he? Bitte, horchen Sie mal! Die Glocke einer Ankerboje. Merken Sie, wie wir den Kurs ändern?"

Aus dem Nebel erklang das klagende Stöhnen einer Schiffsglocke, und ich sah, wie der Lotse das Steuerrad mit großer Schnelligkeit drehte. Das Läuten, das eben noch vor uns zu tönen schien, kam jetzt von der Seite. Unsere Schiffspfeife fauchte heiser, und von Zeit zu Zeit quollen die Töne anderer Pfeifen aus dem Nebel hervor.

„Das ist eine Fähre!" sagte der Fremde, als jetzt rechts Pfeifen ertönte. „Und da! Hören Sie? Höchstwahrscheinlich ein kleiner Schoner. Aufpassen, Mr. Schoner! Ach, hab' ich's nicht gedacht! Jetzt ist bei denen die Hölle los!"

Die unsichtbare Fähre stieß ein Nebelhornsignal nach dem andern aus, und das kleine Horn tutete schreckenerregend.

„Und jetzt versuchen sie klarzumachen," fuhr der Mann mit dem roten Gesicht fort, als das rasende Pfeifen aufhörte.

Sein Gesicht glänzte, seine Augen blitzten vor Aufregung, während er mir die Laute der Nebelhörner und Sirenen in die menschliche Sprache übersetzte. „Das da links ist eine Dampfsirene. Und hören Sie bloß diesen Burschen, der schreit, als säße ihm ein Frosch in der Kehle: meiner Meinung nach ein Motorschoner, der gegen die Ebbe ankämpft!"

Eine schrille kleine Pfeife, die wie verrückt pfiff, war gerade vor uns. Auf der „Martinez" wurden Gongs angeschlagen. Unsere Schaufelräder hielten an, ihr Pulsschlag starb, setzte dann wieder ein. Die schrille kleine Pfeife klang wie das Zirpen einer Grille in dem Geschrei großer Tiere, schoß seitwärts durch den Nebel und wurde schnell schwach und immer schwächer. Durch einen Blick ersuchte ich meinen Gefährten um Aufklärung.

„Den sticht der Haber," sagte er. „Ich wünschte fast, wir hätten den kleinen Hammel in den Grund gebohrt! Diese Bengels machen die Verwirrung nur noch ärger. Da ist Gott weiß was für ein Esel an Bord, fährt von Pontius zu Pilatus, macht mit seiner Pfeife einen Höllenlärm und erzählt der ganzen Welt: Paßt auf, hier komme ich! Und dabei kann er selber nicht aufpassen."

Sein unberechtigter Wutausbruch belustigte mich sehr, und während er in seiner Empörung auf und ab stapfte, überließ ich mich wieder der Romantik des Nebels. Das Lachen meines Gefährten brachte mich wieder zu mir. „Holla! Da kommt uns jemand ins Gehege!" sagte er. „Hören Sie? Er kommt schnell. Gerade voraus! Ich wette, er hört uns noch nicht. Es weht in der falschen Richtung."

Die frische Brise kam uns gerade entgegen, und ich hörte deutlich die Schiffspfeife dicht vor uns.

„Dampffähre?" fragte ich.

Er nickte und fügte dann hinzu: „Würde sonst nicht so wie nach der Richtschnur laufen!" Er lachte unterdrückt. „Da oben werden sie unruhig."

Ich blickte hinauf. Der Kapitän hatte Kopf und

Schulter zum Lotsenhaus herausgesteckt und starrte gespannt in den Nebel, als könnte er ihn durch bloße Willensanstrengung durchdringen. Sein Gesicht war unruhig, wie jetzt auch das meines Gefährten, der an die Reling gestapft war und ebenso gespannt in die Richtung starrte, aus der er die unmittelbare Gefahr vermutete.

Dann kam es. Es geschah mit unfaßbarer Schnelligkeit. Der Nebel wich, wie von einem Keil gespalten. Der Bug eines Dampfschiffes tauchte auf, zu beiden Seiten Nebelfetzen mitziehend. Ich konnte das Lotsenhaus sehen und bemerkte einen weißbärtigen Mann, der sich, auf die Ellbogen gestützt, weit herauslehnte. Er trug eine blaue Uniform, und ich entsinne mich noch, wie sauber und freundlich er aussah. Seine Ruhe wirkte unter diesen Umständen furchtbar. Er beugte sich dem Geschick, berechnete kühl den Schlag. Wie er so dalehnte, warf er uns einen ruhigen und nachdenklichen Blick zu, als berechne er genau den Punkt des Zusammenstoßes, und nahm nicht die geringste Notiz von unserm Lotsen, der, blaß vor Wut, schrie: „Nun habt Ihr's fertiggebracht!"

„Halten Sie sich an irgend etwas fest," sagte der Mann mit dem roten Gesicht zu mir. Er polterte nicht mehr, es schien, als wäre er von der übernatürlichen Ruhe des anderen angesteckt. „Hören Sie das Kreischen der Frauen?" sagte er grimmig — fast bitter. Mir kam es vor, als hätte er das alles schon einmal durchgemacht. Ehe ich noch seinen Rat befolgen konnte, war der Zusammenstoß schon erfolgt. Wir mußten wohl gerade mittschiffs getroffen worden sein, denn ich sah nichts, und der fremde Dampfer war schon aus meinem Gesichtskreis geglitten. Das Holzwerk krachte und splitterte. Ich wurde auf das feuchte Deck geschleudert, und bevor ich mich aufrichten konnte, hörte ich auch schon das Kreischen der Frauen. Es waren die unbeschreiblichsten, haarsträubendsten Töne, die ich je gehört habe, und mich packte panischer Schrecken. Ich weiß nicht mehr, was in den nächsten Minuten geschah, wenn ich auch die deutliche Vorstellung habe, daß ich von den Gestellen an Deck Rettungsgürtel herunterriß, die der Mann mit dem roten Gesicht den hysterischen Frauen umlegte. Dieses Bild ist meinem Gedächtnis so scharf und deutlich eingeprägt wie ein wirkliches Bild. Es ist ein Gemälde, das ich immer noch vor mir sehe: die zackigen Ränder des Loches in der Kajütenwand, durch das der graue Nebel hereinwirbelte und kreiste; die Spitze, auf denen alles herumlag, was den Eindruck plötzlicher wilder Flucht erweckte: Pakete, Handtäschchen, Schirme, Ueberzieher; der starke Herr, der meinen Aufsatz studiert hatte und jetzt die Zeitschrift noch in der Hand hielt und mich mit eintöniger Dringlichkeit fragte, ob ich an eine Gefahr glaube; der Mann mit dem roten Gesicht, der tapfer einer Frau nach der anderen den Rettungsgürtel umschnallte, und schließlich das Tollhaus kreischender Weiber.

Dies Schreien der Weiber fiel mir am meisten auf die Nerven. Und dem Manne mit dem roten Gesicht muß es ebenso ergangen sein; denn noch ein anderes Bild haftet mir in der Erinnerung und wird nie daraus verschwinden. Der starke Herr stopft meine Zeitschrift in die Tasche seines Ueberziehers und blickt sich neugierig um. Eine wirre Masse von Frauen mit weißen, verzerrten Gesichtern und offenen Mündern kreischt wie ein Chor verlorener Seelen. Da wirft der Mann mit dem roten Gesicht — es ist jetzt purpurfarbig vor Zorn — die Arme hoch, als wäre er Donar, der Blitzschleuderer, und ruft: „Ruhe, ich bitte mir Ruhe aus!" Ich weiß noch, daß dieser Anblick mich plötzlich zum Lachen reizte. Ich fühlte im selben Augenblick, wie ich selbst hysterisch wurde, denn es waren Frauen von meinem Stamme, wie meine Mutter und meine Schwester, und die Todesfurcht lag über ihnen, und sie wollten nicht sterben.

Das Entsetzen trieb mich an Deck hinaus. Ich fühlte mich krank, elend und voller Ekel. Ich setzte mich auf eine Bank. Schemenhaft sah und hörte ich, wie Männer umherliefen und versuchten, die Boote hinabzulassen. Das Tauwerk klemmte sich fest. Nichts klappte. Ein Boot mit Frauen und Kindern füllte sich mit Wasser und kenterte. Ein anderes hing noch mit einem Ende oben, während das andere schon unten war, und so blieb es hängen. Der fremde Dampfer, der unser Unglück verschuldet hatte, ließ nichts von sich hören.

Ich stieg zum unteren Deck hinunter. Anscheinend sank die „Martinez" sehr schnell, denn ich sah das Wasser jetzt dicht unter mir. Viele Passagiere sprangen über Bord. Die im Wasser waren, schrien, man solle sie wieder an Bord holen. Aber kein Mensch kümmerte sich um sie. Ein Schrei ertönte: „Wir sinken!" Ich wurde von der jetzt eintretenden Panik angesteckt und stürzte mich in einer Flut von Körpern über Bord. Wie ich ins Wasser kam, weiß ich nicht mehr, was ich aber sofort begriff, war, warum alle, die drinnen schwammen, sich so sehnsüchtig auf den Dampfer zurückwünschten. Das Wasser war so kalt, daß es schmerzte. Die Kälte drang bis ins Mark, sie war wie der Griff des Todes. Vor Angst und Schrecken schnappte ich nach Luft, versuchte zu atmen, bevor mich noch der Rettungsgürtel an die Oberfläche getrieben hatte. Der Salzgeschmack brannte mir im Munde, und ich erstickte fast an der beißenden Lauge, die mir Kehle und Lungen füllte. Aber das furchtbarste war die Kälte. Rings um mich im Wasser rangen und zappelten Menschen. Ich hörte, wie sie sich gegenseitig anriefen. Meine unteren Gliedmaßen waren ganz empfindungslos, eine eisige Starre krallte sich mir ums Herz und durchdrang es. Kleine Wellen brachen unausgesetzt über meinen Kopf hinweg und in meinen Mund und drohten mich immer wieder zu ersticken.

Der Lärm wurde undeutlich. Das letzte, was ich hörte, war ein Chor von verzweifelten Schreien in der Ferne, der mir sagte, daß die „Martinez" untergegangen war. Dann — wieviel Zeit verstrichen war, weiß ich nicht — kam ich in einem plötzlichen Anfall überwältigender Angst zu mir. Ich war allein. Eine allgemeine Massenpanik ist nicht so furchtbar wie die, die einen einzelnen Menschen packen kann, und die Beute einer solchen Panik war ich. Wo trieb ich hin? Der Mann mit dem roten Gesicht hatte gesagt, daß die Ebbe durch das „Goldene Tor" hinausströmte. Dann wurde ich also auf die hohe See hinausgetrieben! Und der Rettungsgürtel, der mich trug? Konnte er nicht jeden Augenblick in Stücke gehen? Ich hatte gehört, daß diese Dinger oft aus Papier und Binsen gemacht waren, die sich schnell vollsogen und alle Tragfähigkeit verloren. Und dabei hatte ich nicht die geringste Ahnung vom Schwimmen! Ganz allein trieb ich, offenbar mit der Strömung, in die graue chaotische Unendlichkeit hinaus. Ich gestehe, daß ich mich wie ein Wahnsinniger benahm. Ich kreischte, wie die Frauen es getan hatten, und schlug mit meinen starren Händen wild das Wasser.

Wie lange das dauerte, weiß ich nicht. Eine Ohnmacht überkam mich, aus der ich keine andere Erinnerung behielt, als daß sie einem langen, schmerzhaften Schlafe glich. Wie nach Jahrhunderten erwachte ich, und da erblickte ich, fast über meinem Kopf, den Bug eines Fahrzeuges, das langsam aus dem Nebel auftauchte. Ich wollte rufen, brachte aber keinen Ton heraus.

Das Heck des Schiffes schoß vorbei, sank in ein Wellental. Ich sah flüchtig den Mann am Ruder und einen anderen, der nichts zu tun schien, als eine Zigarre zu rauchen. Ich sah den Rauch, der sich von seinen Lippen löste, als er langsam den Kopf wandte und in meiner Richtung über das Wasser blickte. Er schien in tiefe Gedanken versunken zu sein und mich packte Furcht, daß seine Augen mich, selbst wenn sie mich träfen, nicht sehen würden. Aber sie sahen mich, blickten gerade in die meinen! Er sprang ans Ruder, schob den anderen beiseite und drehte fieberhaft das Rad, während er gleichzeitig irgendwelche Befehle schrie. Aber das Schiff schien seinen Kurs fortzusetzen und war fast im selben Augenblick im Nebel verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Schinderhannes.*)

**Von Franz Donat.**

**Der Verfasser, der mit seinem ungewöhnlichen Erstlingswerk „Paradies und Hölle“ naturburschenhaft mitten in die Reihe der erfolgreichen Reise-Abenteuerschriftsteller eingesprungen ist, beschenkt uns hier mit einem neuen Werk, betitelt: „An Lagerfeuern deutscher Vagabunden in Südamerika“, kartoniert 4 M., Leinenband 5 M. Dieses neue Buch ist ebenso wie sein erstes ein prachtvolles menschliches Dokument, bis zum Rande erfüllt mit unmittelbarem, leidenschaftlichem und mitreißendem Erleben. Mit Erlaubnis des Verlages Strecker und Schröder, Stuttgart, bringen wir nachstehende Leseprobe.**

Der Totengräber und ich zogen weiter. Aber schon nach einer kleinen Strecke Wegs blieb er stehen.

„Es ist wirklich schade, daß der Schinderhannes hier hocken bleibt, wir wollen den wirklich gutmütigen Kerl doch nicht so ohne weiteres aufgeben. Wie wäre es, wenn du noch einmal zurückgehen und ihm sein törichtes Beginnen vorhalten würdest. Ich kann es nicht tun, denn er kennt zu viele meiner eigenen Streiche und lacht mich höchstens aus, wenn ich ihm Moral predigen will.“

Mir war es selber leid, daß ich den Burschen mit Herz und Humor jetzt missen sollte, und folgte deshalb dem Rat des Totengräbers.

Nach langem Suchen fand ich endlich das Haus, mit dessen Besitz der Schinderhannes gestern so sehr geprahlt hatte. Es lag zwischen einem Dutzend anderer seinesgleichen, ein Stückchen außerhalb des Ortes. Vor Zeiten mochten seine aus Rohr geflochtenen Wände einmal mit Lehm ausgeschmiert gewesen sein, doch jetzt war nicht mehr viel davon zu entdecken. Hätte der Schinderhannes seine Auserkorene so leicht durchschauen können wie das Haus, das sie mit in die Ehe brachte, es wäre ihm viel Leid erspart geblieben.

Womit dieses sonderbare Gebäude eigentlich gedeckt war, ließ sich auf den ersten Blick nicht gut feststellen. Ein Teil ganz entschieden mit Gras. Ein anderer Teil wiederum mit dem aufgebogenen Blech von Petroleumbüchsen und der Rest mit Dachsteinen, die, Gott weiß auf welche Art, ihren Weg nach diesem Lufthaus gefunden hatten. Die Türe war durch einen mehrfach durchlöcherten Sack von grobem Zeug ersetzt, der aber auf die Seite geschoben war, damit mehr Licht in das fensterlose Gebäude fallen konnte.

Um nicht unhöflich zu erscheinen, rief ich von draußen: „Schinderhannes, du bekommst Besuch.“

„Hier wohnt kein Schinderhannes, hier wohnt Karl Hecht oder einfach Don Carlos,“ scholl es von drinnen zurück, „Schinderhannes, das war einmal.“

„Nun, dann auch gut, also guten Tag, Don Carlos,“ sagte ich und trat mit einer respektvollen Miene bei ihm ein.

Der Hausherr räkelte sich in einer quer durch das ganze Haus gespannten Hängematte. Im Mund hatte er eine balkenähnliche Zigarre, deren Rauch er in kunstvollen Ringen, denen er versonnen nachschaute, gegen die Decke blies. An einem offenen, stark qualmenden Feuer saß Frau Schinderhannes und wickelte auf dem entblößten Schenkel aus Tabak, den sie von Zeit zu Zeit mit Speichel anfeuchtete, die Importen für ihren Herrn Gemahl. In einem Dreifuß über dem Feuer brodelte etwas, das den Raum mit nicht gerade verlockenden Düften erfüllte.

„Das reinste Idyll,“ bemerkte ich und blieb in der Tür stehen.

„Du brauchst nicht so schüchtern zu tun,“ sagte der Hausvater mit Gönnermiene, „wir sind immer noch die alten. Du mußt nicht denken, daß ich mir vielleicht einbilde, Wunder wer zu sein, weil ich es etwas weiter gebracht habe als Ihr. Nein, mein Lieber, du kennst doch meinen Grundsatz von der Gleichheit und Brüderlichkeit. Fühl' dich ganz wie zu Hause. Nimm ungeniert Platz!“

„Worauf?“ fragte ich und sah mich vergeblich in dem Raum nach einer Sitzgelegenheit um.

„Na, worauf,“ echote der Schinderhannes halb beleidigt, „auf deinen vier Buchstaben. Du tust ja gerade, als ob du an gepolsterte Stühle gewöhnt wärest; ich werde mir für deinen nächsten Besuch einen Klubsessel von Asunción schicken lassen.“

„Nun, Don Carlos Schinderhannes, ich wollte mich nicht lange bei euch aufhalten, ich wollte dir nur Lebewohl sagen, und vom Totengräber soll ich dir bestellen, daß du der größte O . . . seist, der jemals im Paraguayer Ländchen seine Haut zu Markte getragen habe.“

„Pfui, so etwas läßt mir der Totengräber sagen, so ein Neid von einem alten Kollegen. Er sollte sich doch freuen, wenn es einem seiner Freunde gut geht, denn er weiß gar nicht, wie er ihn noch einmal gebrauchen kann.

Gib dem Herrn eine Zigarre, er ist mein Freund,“ wandte er sich jetzt im Kommandoton an seine bessere Hälfte, die bisher noch nicht einmal den Kopf nach mir hochgehoben, sondern die Blicke züchtig und verschämt auf ihrer Arbeit hatte ruhen lassen.

Mit einem graziösen Lächeln auf dem schon etwas runzeligen Gesicht streckte sie mir eines ihrer Fabrikate entgegen.

Ich sah jetzt, daß auch sie an einem Tabakstummel kaute und ihr eine braune Brühe aus den Mundwinkeln lief. Ein leiser Schauer kroch mir den Rücken hinunter, und ich dankte für das edle Kraut unter dem Vorwand, daß ich mir das Rauchen abgewöhnen wolle, weil es mir in der letzten Zeit den Appetit verderbe.

„Du und das Rauchen abgewöhnen und Appetit verderben,“ höhnte der Schinderhannes. „Ich glaube, du nimmst Anstoß an meiner Alten. Hast du eine Ahnung von den Paraguayerinnen. Nicht für ein Dutzend deutsche Weiber gebe ich eine hin. Treu wie Gold und fleißig.“

„Und reinlich, wie mir scheint, auch,“ fiel ich ihm in die Rede.

Frau Schinderhannes schien es sich nämlich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, ihre Mitmenschen davon zu überzeugen, daß der Mensch ein Erdenkloß sei, und ihre äußere Hülle, Hemd und Rock, in den Dienst der Propaganda für ihre Behauptung zu stellen.

Schinderhannes, der wohl merkte, wo ich hinaus wollte, grunzte mich an: „Natürlich, zu seidenen Kleidern reicht es eben noch nicht.“

„Nun ja, so war es auch nicht gemeint.“

„Wie denn sonst?“ fragte er mich spitz.

„Nun, ich dachte nur, weil Ihr auch die Seife im Hause selbst kocht.“

„Wieso Seife?“ sagte er mißtrauisch, „ist verstehe nicht, was du willst.“

„Na, ich glaubte, wegen der Gerüche, die aus dem Topf emporsteigen.“

Schinderhannes sagte kein Wort darauf, aber er lief im Gesicht bläulich an. Ich kannte das und hielt es für gut, mich bis in die Nähe des Ausganges zurückzuziehen.

„Was willst du eigentlich beginnen?“ lenkte ich ein.

„Was geht das dich an?“ schnauzte er mich ab, und es schien mir, als ob ich es völlig mit ihm verdorben hatte.

„Nun gut, als alter Freund gebe ich dir den Rat: gründe ein Sanatorium für Lungenkranke, dein luftiges Palais eignet sich vortrefflich dafür.“ Weiter kam ich nicht.

Don Carlos Schinderhannes war mit einem Satz aus der Hängematte, und nur durch einen jähen Sprung ins Freie rettete ich meinen Kopf vor dem Stück Holz, das krachend den Türpfosten traf, an dem ich bisher stand.

Zwei Tage später, als der Totengräber und ich gerade unter einer riesigen Brombeerhecke abkochten, sah ich eine Gestalt auf dem Bahndamm daherwanken, die mich stark an den Schinderhannes mahnte. Ich machte den Totengräber darauf aufmerksam. Er beschattete seine Augen mit der Hand und sah nach der Richtung und schrie: „Der Schinderhannes!“ Bald kam er dann auch an. Doch, wie sah der Arme aus! Das eine Auge war ihm ganz verquollen und die Nase glänzte wie ein riesiger Saphir.

„Mensch, Schinderhannes, wie haben sie dich verhauen,“ höhnte der Totengräber, „guck doch, der Schinderhannes fiel unter die Räuber.“

Seufzend warf sich der Ankömmling ins Gras. Zuerst war nichts aus ihm herauszubringen. Dann endlich nach langem, langem Zureden erfuhren wir seine Leidensgeschichte. Gleich, nachdem er seine beim Laden der Orangen verdienten fünfzig Paraguayer Pesos in Naturalien für den Haushalt angelegt hatte, war sein Vorgänger auf der Bildfläche erschienen. Doch so leicht wollte er sich nicht aus seinem glücklichen Heim vertreiben lassen, und auf den Beistand seiner besseren Hälfte rechnend, war er den Ansprüchen, die der frühere Gatte geltend machen wollte, tapfer entgegengetreten. Aber welch bittere Enttäuschung mußte er erleben! Anstatt ihm beizustehen, war das falsche Frauenzimmer mit über ihn hergefallen, und nun stand er als lebendes Zeugnis treuloser Liebe vor uns.

„Herrgott, wer hätte das gedacht?“ jammerte er. „Soviel hat mir das Biest vorgeschmunzelt, und hier der Schlag auf die Nase stammt von ihr.“

Nachdem er einmal in Fluß gekommen war, konnte er sich gar nicht mehr beruhigen. Umbringen wollte er beide, aber dann war die Polizei gekommen, und er mußte sich auf die Beine machen.

„Laß es gut sein, Schinderhannes, tröste dich mit dem Gedanken: je größer das Glück, desto leichter geht es in Trümmer. Dein Glück kam mir gleich wie eine große, fein geschliffene Kristallschale vor,“ sagte ich und hatte es gar nicht bös gemeint. Doch der Schinderhannes sprang in die Höhe, und sein gesundes Auge funkelte wie das eines Tigers. „Kerl, noch ein Wort, dann geht deine Hirnschale in Trümmer!“ schrie er mich an.

Da gab ich es auf, den Unglücklichen zu trösten.

---

*) Ein alter Landstreicher, den der Verfasser in der Herberge von Asunción kennen lernte.

---

## Ueber den Löffel.

**Von Hilde Stein.**

Als ich meinem Söhnchen beibrachte, daß man neben dem „Schieber“ und Löffel auch Messer und Gabel benutzen könne, stieß ich auf einen heftigen Widerstand. „Tlein desnitten is besser...“ heulte er. —

Hätte er doch in der vormittelalterlichen Zeit gelebt! Damals gab es noch nicht die Qual des Essens mit Messer und Gabel. Die Gerichte wurden „mundgerecht“, d. h. zerkleinert und in einer Sauce schwimmend gereicht, und neben jedem Gaste lag ein Fladen Brot, der, in Stücke gerissen, als Löffel und als Zuspeise zugleich diente. Ein Fleischmesser wurde nur in der Küche verwandt und kam erst viel später — kurz vor der Gabel — auf den Eßtisch.

Der Löffel — oder vielmehr die Uranfänge des Löffels — war schon ein unumgängliches Requisit der primitivsten Zeit. Fruchtschalen, Muscheln und aus Holz roh geschnittene Kellen wurden bereits unter den naivsten Völkern benutzt. Der Neger hatte seine

Kokusnuß und der Insulaner die großen Seemuscheln. Der Nordländer geschnitzte Knochen und der Tibetaner ausgehöhltes Holz.

Bis tief in das Mittelalter hinein war es üblich, sein Eßwerkzeug zu einem „Diner" selbst mitzubringen. Oder aber man mußte sich eben immer wieder mit Brot begnügen. In England kam es dann auf, seinen Gästen kupferne Löffel neben die Teller zu legen. Die durften sie dann als Andenken mitnehmen.

Natürlich hatte das gepflegte Altertum schon lange Löffel aus edlen Metallen. Aber diese waren weniger zum Gebrauch für das tägliche Essen, als wie für Luxusgegenstände zum Verteilen von Parfüm Verbrennen von Weihrauch und Schöpfen von Oel zur Massage.

Als man anfing, die Gebrauchslöffel aus edlem Metall herzustellen, schmiegte sich seine Form natürlich völlig der Kunstepoche an. Der Kunstepoche und . . . dem Stil der Kleidung. Die Verzierungen waren so rein in der jeweiligen Richtung gehalten, daß man noch heute mit einer nachtwandlerischen Sicherheit feststellen kann: das kann nur Empire und nur das Barock sein.

Es gab eine besondere Gilde der Löffelschmiede. Denn man kannte noch nicht die heutige Art des Pressens, sondern arbeitete Stück für Stück mit der Hand. Kein Wunder, daß jedes einzelne tausendmal schöner ausfiel als die Massenproduktion von heute.

Da die Extravaganz der Kleidung manche merkwürdigen Auswüchse zeitigte, so mußten sich auch die Löffelschmiede darnach richten. Zur Zeit der Mühlradkrausen wurden besonders lange Stile erdacht, damit der Weg zum Munde auch gefunden werden konnte. Auf die Stile wurde besonderer Wert gelegt. Man verzierte sie mit Perlen und Edelsteinen. Drehte sie zu kunstvollen und unbequemen Kringeln — belegte sie mit Email und Gold. Formte sie zu Schwertgriffen oder zu Kreuzen —, ließ sie in Tiere auslaufen. Schnitzte Elfenbein und ziselierte Metalle.

Im 17. Jahrhundert war aus dem groben Stück zerrissenen Brotes ein zierliches Etwas geworden, das man sogar knicken und in der Tasche tragen konnte. Dann wurde der Löffel langsam zu einem immer mehr proletarisierten Gebrauchsgegenstand. Man verwendete nicht mehr eine solche Sorgfalt auf die Verarbeitung, sondern bemühte sich, möglichst praktisch und billig das notwendigste Utensil für die Masse herzustellen. Man stellte sich überhaupt viel mehr auf die Masse ein. Es wurden Scheußlichkeiten geschaffen, mit Abbildungen von Künstlern und Königen in der Höhlung — mit Städtebildern, die man zum Munde führen konnte.

Die heutige Zeit hat sich wieder etwas mehr der Kunst zugewandt. Begabte Kunstgewerbler erfinden schöne neue Muster, mit denen der Rand des Stils verziert wird — und wer heute als Patengeschenk die berühmten Löffel erhält, der braucht sich nicht mehr zu überlegen: wem kann ich sie weiterschenken, sondern kann sich über die neue geschmackvolle Form freuen.

## Neue Polizei-Anekdoten.

Gerhart Hauptmann geriet beim Morgenritt in ein Gebiet des Grunewalds, das für Reiter gesperrt war. Ein Sipo stellte sich ihm in den Weg und verbot, weiterzureiten.

„Wissen Sie, wer ich bin?" fragte der große Dichter nicht ohne einiges Selbstbewußtsein.

„Jawoll," erwiderte der Sipomann, „Sie sin Joethe, aber raus müssen Se doch!"

*

Bei einer Aspirantenprüfung fragte der Polizeiinspektor: „Was würden Sie tun, um bei einer Straßenprügelei die große Menge der Zuschauer zum Auseinandergehen zu bringen?"

„Ich würde jedermann um eine milde Gabe für einen Wohltätigkeitsverein bitten, und die Menge würde daraufhin den Schauplatz fluchtartig verlassen," war die schlaue Antwort des Polizeianwärters.

*

„Sagen Sie," sagte der Dirigent eines Berliner Operetten-Theaters in der großen Pause zum Direktor, „da sitzt Kriminalkommissar von Manteuffel schon wieder bei uns im Theater. Ich möchte doch wissen, warum der so oft kommt?"

„Das kann ich Ihnen genau sagen," erwiderte der boshafte Direktor, „Ihr spielt so falsch, das interessiert ihn!"

*

Amtliche Bügelfalten hat die englische Polizei eingeführt, die großen Wert darauf legt, daß ihre Beamten schneidig angezogen sind. Die Stadt Sheffield hat nämlich auf der Hauptpolizeiwache eine Dampfbügelei eingerichtet, und jeder Sheffielder Schupo kann seine Uniform dahin bringen, wenn die Hosen ihre Falten verlieren oder die Aermel heraufrutschen. Die Arbeit wird kostenlos ausgeführt.

*

Folgende kuriose Polizeiverordnung wurde im Jahre 1800 für Flensburg erlassen:

Da man vielfältig bemerkt, daß in neueren Zeiten das Herumtragen mit brennenden Pfeifen in den Straßen, den öffentlichen Plätzen und an der Brücke überhand genommen, dieses aber nicht nur polizeiwidrig und unsittlich, sondern auch der allgemeinen Sicherheit höchst gefährlich, also wird solcher Unfug bei 10 Mark Strafe, auch nach Befinden der Umstände bei persönlichem Arrest und körperlicher Züchtigung obrigkeitlich untersagt und zu jedermanns Verwarnung solches hiermittelst bekannt gemacht.

Flensburg, in Judicio, den 19. Aug. 1800.

Bürgermeister und Rath hieselbst.

1912 ließ ein Erdstoß das südwestdeutsche Gebirgsland von der Schwäbischen Alb bis zu den Höhen der Vogesen erzittern. In der Stadt A. war das Beben so heftig, daß die Leute angsterfüllt aus den Häusern stürzten.

Auf dem Markt irrte eine nur dürftig bekleidete Frau umher, die zwei halbnackte Kinder an den Händen führte und den Platz mit lautem Jammergeschrei erfüllte.

Da erschien der Stadtpolizist und erklärte: „Liebe Frau, gehen Sie ruhig wieder nach Hause; die Sache ist schon zu Ende!"

Er verkündete das mit einer so unerschütterlichen Bestimmtheit, daß die Jammernde sofort verstummte, und die ganze Nachbarschaft das sichere Gefühl erhielt: Uns kann nichts passieren, denn wenn die Polizei erklärt, das Erdbeben sei vorbei, dann ist es auch vorbei.

*

### Humorvolle Polizeiberichte.

„Der Ehemann zertrampelte eine Kiste Zigarren und prahlte dabei mit einer Pistole im Zimmer herum."

*

„Als G. das Auto auf sich zukommen sah, verlor er den Kopf. Aber sogar gänzlich."

*

„Sein Auspuff arbeitete so stark, daß der ganze Straßenzug benebelt war."

*

Auf Vorhalt gab sie an: Nu mach man keinen Sums!"

## Aus aller Welt.

**Das Schubertjahr 1928.** Anläßlich des hundertsten Todestages von Franz Schubert (gestorben am 19. November 1828), werden in Oesterreich große Vorbereitungen zu einem „Schubertjahr 1928" getroffen. Nach den Beschlüssen der österreichischen Städte, wie der verschiedenen österreichischen Musikkorporationen und Musikvereinigungen, wird vor allem in Mödling die Freilicht-Aufführung eines Schubertschen Singspieles stattfinden. In Wien selbst wird eine Ausstellung „Schubert und das deutsche Lied" vorbereitet. Das Deutsche Sängerfest findet zur Erinnerung an Schubert in Wien statt; im Mittelpunkt steht ein Festzug der 125 000 Teilnehmer. Die Bundesregierung wird eine große Schubert-Volksfeier veranstalten.

**Gründung der Anti-Kußliga.** In Wien ist jetzt offiziell die Anti-Kußliga ins Leben gerufen worden, die in ganz Europa Zweigstellen aufmachen will und die Kußlustigen auf die Gefahren der Mikrobenübertragung beim Küssen hinweist. Es hat sich aber bereits eine andere Gruppe gebildet, die eine Kußliga gründen will und den Bazillen trotzt.

**Licht-Kanonen, die neueste Reklame.** Die in Amerika bereits zu großer Vollkommenheit gelangte Himmelsschrift hat durch eine Erfindung des Direktors Ryan von der General Electric Company einen neuen Fortschritt erfahren. Mit Hilfe eines mit mehreren Linsen verbundenen Scheinwerfers wird es nämlich möglich sein, in Zukunft Himmelsbilder entstehen zu lassen, die bis auf eine Entfernung von 7 Kilometern sichtbar sein werden. Da der röhrenförmige Apparat, in den der Scheinwerfer eingeschlossen ist, die Gestalt einer Kanone hat, bezeichnen die Amerikaner ihn als „Lichtkanone". Nachdem die Lichtkanone, um gute Bilder erzeugen zu können, Wolkenbänke als Hintergrund haben muß, werden, wie die „Pharmazeutische Presse" meldet, wenn der Himmel gerade wolkenlos ist, sogar auch Wolken eigens geschaffen, und zwar mit Hilfe von explodierenden Rauchbomben.

**Dantes Grabstätte wird restauriert.** Nach einer Besichtigung durch Mussolini in Ravenna wurde der Unterrichtsminister angewiesen, für eine Restaurierung der Grabstätte Dantes Sorge zu tragen. Prof. Giovannoni wurde mit der Aufgabe der Ausarbeitung von Plänen beauftragt.

**Kongreß zugunsten der Tiere.** In Madrid wird dieser Tage ein Kongreß der Liga zum Schutze der Tiere abgehalten. Auf der Tagesordnung stehen Referate gegen die Vivisektion und die Erörterung von Maßnahmen zum Schutze der Zugtiere.

## Fröhliche Ecke.

**Zick-Zack.** Max: „Gestern hat meine Freundin zu mir gesagt, ich sei kein echter Gentleman . . ." — Moritz: „Was hast du ihr geantwortet?" — Max: „Sie möge bedenken, daß sie keine echte Blondine sei!"

**Ihr erster Gedanke.** Der alte Geheimrat erzählt: „Halte ich da inmitten meiner jungen Assistenten der schönen Patientin nach der Operation einen Spiegel vor, um zu sehen, ob sie noch atmet, da öffnet sie ein Auge und sagt: „Ach, Schwester, geben Sie mir doch mal rasch mein Puderbüschen!"

**Durchschaut.** „Sie müssen aufhören zu trinken, zu rauchen, zu priemen. Ferner müssen Sie jeden Abend um 9 Uhr ins Bett gehen, außerdem . . ." — „Danke, Herr Doktor, es genügt schon. Ich erkenne aus dem wenigen, was Sie mir gesagt haben, daß Sie vorher mit meiner Frau gesprochen haben."

**Wandlung.** Sie: „Die Zeit trennt doch die besten Freunde." — Er: „Das ist wahr. Vor zehn Jahren waren wir beide 25 Jahre alt. Heute sind Sie 28 und ich 35."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznan.